

# Die Fackel brennt

## Richard Schubert über Karl Kraus

Daniel Krause (Kraków)

Rezension v. Schubert, Richard:  
30 Anstiftungen zum Wiederentdecken von Karl Kraus. Wien: Verlag Turia + Kant 2008, 238 pp.

Temperamentenlehren der Philosophie und der Wissenschaft stehen hoch im Kurs. Seit Ludwig Flecks und Paul Feyerabends Interventionen scheinen sie wissenschaftstheoretisch legitimiert. Jüngst reüssierte Peter Sloterdijk mit *Philosophischen Temperamenten – von Platon bis Foucault*.<sup>1</sup> Elemente einer literarischen Temperamentenlehre bietet Richard Schubert in seinen *30 Anstiftungen zum Wiederentdecken von Karl Kraus*. Kraus könne, so Schubert, als Muster literarisch produktiven Hasses gelten.

Hass oder Zorn als Ursprung eines publizistischen Lebenswerks, das einzig dasteht, nicht allein in der deutschsprachigen Literatur – dies ist einer unter mehreren Aspekten Kraus', vielleicht der wichtigste, die Schubert sich vorlegt: Nicht immer originell, aber gedanklich präzise und dicht, sodass noch alteingebürgerte Topoi der Kraus-Exegese neu und frisch erscheinen und solche Leser, die einer Anstiftung zu Kraus nicht mehr bedürfen, stark profitieren können. Dass Schuberts *30 Anstiftungen* das Desiderat einer wissenschaftlich und schriftstellerisch überzeugenden Karl-Kraus-Biografie nicht einlösen können, ist kein sinnvoller Einwand, denn biografischer Anspruch wird nirgends erhoben.

Jede der „Anstiftungen“ präsentiert sich als kurzer Essay von fünf bis zehn Seiten, der ein deutlich eingegrenztes Problem weiter verdichtet: „Kraus und Nestroy“, „Kraus und der Journalismus“, „Kraus und die Justiz“ etc. Die Verpflichtung zur Kürze wird in Klarheit und Ausdrucksökonomie umgemünzt. Dies ist nicht die impressionistische Aufreihung persönlicher, idiosynkratischer Reminiszenzen, eher ein streng durchgeführtes, fast möchte man sagen: durchkomponiertes gedankliches Exerzitium. Dabei ist der Anlass ein scheinbar banaler: Die Redaktion des *Augustin*, der Wiener Stadt(streicher)zeitschrift, bot Schubert, an, über Monate hinweg je eine Kraus-„Anstiftung“ zu publizieren. Das ‚Mozart-Jahr‘ 2006 wurde zum ‚Kraus-Jahr‘ – im Zeichen des siebenzigsten Todestags – umgewidmet.

Manches Forschungsdesiderat für die (außerhalb Österreichs) nicht im Übermaß rege Kraus-Philologie wird bezeichnet, wiewohl es im gegebenen Rahmen nicht eingelöst werden kann. So werden Kraus' bissige Aperçus über Freud und die Psychoanalyse allerorten mit Gusto zitiert, aber –:

Kaum beachtet ist Kraus' Pionierkampf gegen die normative Macht der Psychiatrie. Die kritischen Einsichten, zu denen sich die Psychiatrie-Kritik der Fünfziger- und Sechzigerjahre (Robert Laing, David Cooper, Erving Goffman, Franco Basaglia und andere) erst durch mühsame Empirie und Theoriebildung emporarbeiten musste, sind Kraus um 1900 selbstverständlich [...]. Allein der in Budapest gebürtige, amerikanische ‚Antipsychiater‘ Thomas S. Szasz wusste Kraus' Vorreiterrolle zu würdigen. (p. 101)<sup>2</sup>

Es kommen einige jener Aspekte zur Sprache, die Kraus' Verehrern, aber durchaus auch der Forschung Magenkrämpfe bereiten: darunter Kraus' schwieriges, in der Verwendung antisemitischer Sprachformeln sich artikulierendes Verhältnis zum (eigenen) Judentum; das hochachtungsvolle, aber jeglicher Gender-Kritik abgeneigte Verhältnis zu Frauen; schließlich (vermeintliches) Irrläufertum zwischen Rosa-Luxemburg- und Dollfuß-Verehrung: Was Kraus' politische Attitüden betrifft, in denen Schubert – hierin nicht auf Linie mit der *communis opinio* der Forschung – ein hohes Maß an Kontinuität ausmacht, wird Alfred Pfabigan zum (unfreiwilligen) ‚Sparrings‘-Partner.<sup>3</sup> Seine Studie zu Kraus' mangelndem politischem Orientierungsvermögen wird virtuos zerpfückt, und Kraus erscheint am Ende nicht (wie bei Pfabigan) als Renegat des Sozialismus, sondern als Lehrmeister eines über eigene Befangenheiten aufgeklärten politischen Denkens von links.

Hauptproblem der *30 Anstiftungen* ist nicht die fragmentarische Form, sondern fehlende Distanz zur Kraus'schen Sprachphilosophie, mithin die Unterstellung, Sprache (die deutsche?) biete ein letztgültiges Abbild der Welt; das Maß der Richtigkeit des Denkens sei nicht durch formale Logik gegeben, vielmehr mit den Eigentümlichkeiten natürlicher Sprache. Schubert setzt sich souverän über kognitionswissenschaftliche Erkenntnisse hinweg, die jene Kraus'sche Identität von Sprache und Denken in Frage stellen. Dass es ‚Sprache‘ schlechthin nicht gibt – diesseits einer (wissenschaftlich kontroversen) Universalgrammatik à la Chomsky –, sondern viele formale und natürliche Sprachen mit je kontingenten Setzungen, kommt nur am Rande in den Blick (und bleibt ohne Konsequenzen) – sei es, weil diese Einsicht allzu banal scheint, weil sie Kraus' Mystifizierung der Sprache die Grundlage

nimmt oder weil Schubert das Eigentliche Kraus'scher Prosa für wissenschaftlich uneinholbar, schlechterdings inkommensurabel erachtet: „Keine wissenschaftlichen Begriffsaquarien können den Fluss seines sprachlichen Denkens fassen. Man muss schon leibhaftig hineintauchen, um das gewollte Zusammenspiel von Oberflächen-, Tiefen- und Gegenströmungen, Strudeln, Zuflüssen und Seitenarmen zu verstehen.“ (p. 10) Mehr als einmal, so auch hier, scheint Schubert, im Bemühen, jenes „sprachliche Denken“ ethisch zu unterfüttern, ins Fahrwasser einer ‚negativen Dialektik‘ zu geraten. Sein Kraus spricht gleichsam mit adonitischem Zungenschlag:

Die Sprache gibt dem Vieldeutigen, Widersprüchlichen, Nichtidentischen Obdach vor den Sklavenjägern kategorisierenden Denkens. Karl Kraus, dessen Vernunft nicht ordnet und definiert, sondern liebkost und straft, hat sich freien Zugang zu dieser Arche Noah erarbeitet, auf welcher er die Piratenflagge hisst. (p. 24)

In diesem einen, wesentlichen Punkt ist Schubert dem Apologetentum nahe. Liegt – um für den Augenblick ‚psychologisch‘ zu werden – eine *déformation professionnelle* vor? (Richard Schubert ist im Hauptberuf Dichter.) Dies wäre gewiss eine sympathische Haltung, die freilich Kraus' Sprachaffirmation weder stützen noch schwächen kann.

Der wichtigste Vorzug der *30 Anstiftungen* ist aufs Engste mit besagtem Hauptproblem verbunden, welches man folglich nicht ungern in Kauf nimmt: Richard Schubert gehört zu den wenigen Autoren – ob innerhalb oder außerhalb des wissenschaftlichen Gesprächs – die sich sprachlich auf Augenhöhe mit Kraus halten können. Rezensent hat seit langem keine wissenschaftliche oder wissenschaftsnahe Prosa gelesen, die sorgfältiger gearbeitet wäre und dennoch so unverkrampft und leichtfüßig scheint. Hier werden hochrespektable stilistische Standards gesetzt. Schuberts unerbittliches – fast immer erfolgreiches – Bemühen um das *mot juste* scheint seinen Ursprung in einem Temperament wie dem Kraus'schen zu haben, das des Zorns und des Hasses fähig ist. So lässt Richard Schubert einen ausgeprägten Widerwillen gegen die *scientific community* erkennen, „in der noch heute die Massenvergewaltigungen der Sprache zu den Initiationsriten künftiger Intellektueller gehören“ (p. 16), gegen politische Phrasendrescher und postpostmoderne Agitatoren – deren „Postfranzöseln“ (p. 141) an die Stelle des von Kraus beargwöhnten linksintellektuellen „Moskauerwelsch“ tritt –, nicht zuletzt gegen die real existierende österreichische Sozialdemokratie; Widerwillen aber auch gegen so manche kanonischen Dichter, die Kraus glaubte – trotz ihrer anerkannten Meriten – hassen zu müssen:

[...] über die Kritik der Gesinnungsliteratur wurde bereits genug gesagt. Vielmehr interessiert die ungebrochene Tradition einer kulturindustriellen Heine-Verehrung, die seit 1910 immer das gleiche Gesicht zeigt und im Jahr 2006 am authentischsten das von Marcel Reich-Ranicki annahm, der im Fernsehen Heine zum größten deutschen Dichter hochkrächzte, nicht ohne nachzublicken, dass ‚der Kraus‘ ja nur neidisch war, weil er nicht konnte, was Heine konnte. Liest man *Heine und die Folgen*, kommt man zur überraschenden Einsicht, das Heine zumindest in Letzterem Recht hat, ja Kraus gar nicht können wollte, was Heine konnte. [...] Die Kommiss von heute, gleich ob es sich bei ihnen um Museumskuratoren, Redakteure oder kultivierte Werbetexterinnen handelt, mögen noch immer wissen, was sie an ihrem Heine haben, die Schärfe, die nicht zu sehr brennt, die Gefühlstiefe, die auch nach Büroschluss seicht genug bleibt, und den aufgeklärten Sarkasmus, mit dem es sich insgeheim fies und konkurrenzfähig bleiben lässt. (p. 106)

Man mag hierüber denken, wie man will – als Anstiftung, sich zu Kraus und dem, was er liebt oder hasst, ins Verhältnis zu setzen, als Anstiftung auch, entgegen der Sitte *cum ira et studio* über Literatur nachzudenken – mit Frische, Witz und Leidenschaft –, sind solche Worte hochwirksam.

Wie Kraus darf sich Schubert verbitten, beschuldigt oder gerechtfertigt zu werden. Dies gilt umso mehr, als sein Hass oder Zorn produktiv ist. Die Literaturwissenschaft – der Hass gegen Kraus oder Schubert verboten ist –, tut gut daran, die Früchte seines Zorns zu ernten.



*Anmerkungen*

- 1 Sloterdijk, Peter: Philosophische Temperamente. Von Platon bis Foucault. München: Diederichs 2009.
- 2 Schubertth bezieht sich auf Szasz, Thomas: Karl Kraus and the Soul-Doctors: A Pioneer Critic and His Criticism of Psychiatry and Psychoanalysis. Baton Rouge: Louisiana State UP 1976.
- 3 Pfabigan, Alfred: Karl Kraus und der Sozialismus. Eine politische Biographie. Wien: Europa 1976.

